

Die letzte Schlacht der Veteranen

(Afrika 1, Eritrea-Äthiopien)

Von: Ludger Volmer, Berlin, Dezember 2008

Der Jetstream, verquirlt mit aufsteigender feuchtwarmer Mittelmeer- und heißer Saharaluft, wirft unsere kleine Challenger hin und her wie eine Kugel in der Lostrommel. Der Steuerzahler möge bitte nicht glauben, Politiker hätten in den Maschinen der Bundeswehrflugbereitschaft ein Luxusleben. Stundenlang wurden wir kräftig durchgeschüttelt. Selbst für Vielflieger ungewöhnlich. An Essen oder Lesen war nicht zu denken. Auch die Unterhaltung erstarb. Dabei waren wir auf Friedensmission.

Zwischen Eritrea und Äthiopien drohte Krieg. Seit Monaten raselten beide Seiten mit dem Säbel und hatten Truppen an der umstrittenen Grenze in Stellung gebracht. Ein weiterer verheerender Waffengang in einer Region, die nicht zuletzt kriegsbedingt von Dürrekatastrophen heimgesucht worden war? Sollten erneut Hunderttausende ihr Leben lassen müssen?

Die Europäer wollten versuchen, den drohenden Krieg am Horn von Afrika in letzter Minute abzuwenden. Deutschland hatte die EU-Präsidentschaft inne, als Staatsminister leitete ich die „Troikamission“, begleitet von Kollegen aus Österreich¹ und Finnland. So waren wir nun, im Februar 1999, unterwegs in die Hauptstädte der verfeindeten Brüder. Gemeinsam hatten diese die von der Sowjetunion unterstützte Diktatur Mengistus in Äthiopien gestürzt. Dann war der Bruderkrieg ausgebrochen, Eritrea hatte sich – mit viel deutscher Sympathie - abgespalten. Nun stritten sich die einstigen Kampfgefährten um ein nutzloses Stückchen Land an der ungenau vermessenen, wüstenhaften Grenze. Aus europäischer Sicht grotesk.

Aber was verstanden wir Europäer schon von Afrika? Im Gerütel über den Wolken führten Gedanken mich zurück zu meinen ersten Reisen südlich der Sahara. Damals noch als Student, Rucksacktourist, low budget traveller. 1978 hatte ich wochen-

lang einen Freund in Obervolta (heute Burkina Faso) begleitet, der dort im Auftrag des Deutschen Entwicklungsdienstes DED medizinische Geräte reparierte. Die deutschen Hightech-Apparate konnten die dollsten Krankheiten diagnostizieren; nur fehlte hier im Sahel jede Möglichkeit, sie zu heilen. Unnütze Investitionen, die Sandstürmen, Monsunregen und Rattenfraß nicht gewachsen waren. Einfache Dinge wie Pflaster und Kanülen fehlten hingegen.

Sein Wohnkollege, ein einsilbiger Förster, stämmte sich der Desertifikation entgegen. Setzlinge – Reihe um Reihe – pflanzte er dem nach Süden wandernden Sand entgegen. Eine Sysiphusarbeit. Wenn die letzte Reihe fertig war, verschwand die erste schon im Sand. Eine andere Helferin, gelernte Krankenschwester, versuchte eine Basisgesundheitsstation an der Siedlungsgrenze zu errichten. Wenige Wochen nach unserem Besuch erlitt sie bei einem Unfall auf der sandigen Buckelpiste eine Querschnittslähmung.

Hoffnung machte ein Einheimischer, der Landwirtschaft studiert hatte – in Marburg. Später wurde er Minister. Jetzt saßen wir mit ihm und seiner Mitarbeiterin am dörflichen Lagerfeuer und tranken Hirsebier aus Kalebassen. Sie mußten sich aus eigener Kraft aus dem Elend ziehen, sagte er. Die westlichen Experten verstünden zu wenig vom den Alltagsproblemen der Afrikaner. Seine Assistentin stimmte lebhaft zu. Sie hatte Angst, nach Hause zu gehen. Ihre Hütte war von üblen Geistern befallen.

Vieles hatte ich damals über den Sinn und Unsinn von Entwicklungshilfe gelernt und über vieles andere mehr, als ich solo weiter durch Westafrika reiste. Tagelang auf Pritschen von „Buschtaxis“, abenteuerlich überladen mit Oma und Opa, Kind und Kegel, Koffern und Kisten, Säcken und Ziegen. Nächte auf der stockdunklen Strasse oder in lokale Herbergen oft fragwürdiger Qualität, afrikanische Kost. Kaum jemand verstand Englisch – außer in Ghana -, ich sprach kein Französisch, lokale Sprachen erst recht nicht. Mal half mir ein Tuareg aus dem Norden, quasi

„von weiß zu weiß“; mal ein afrikanischer Student auf Heimaturlaub. Doch meist war ich auf mich allein gestellt.

Lange vor der Zeit im Bundestag konnte ich so die ersten persönlichen Eindrücke von Afrika gewinnen. Sicher, bereits seit Jahren hatten wir an den Universitäten die afrikanischen Befreiungsbewegungen unterstützt, kannten einigermaßen Historie und Landkarte. Aber die Alltagserfahrung war neu und befremdlich, selbst die vordergründigste Ästhetik: die Menschen braun, die Erde rot, die Flüsse gelb. Doch ein Kulturschock kann ganz heilsam sein. Er befreit von der Seuche „Eurozentrismus“.

Ein großes Transparent über der Hauptstrasse von Lomé: „Togo grüßt den Präsidenten von Deutschland.“ Gemeint war Franz-Josef Strauss, dessen Besuch bevorstand. Jeder dort wusste, dass er mit dem Diktator Eyadema nicht nur beste Beziehungen pflegte, sondern mindestens indirekt an einer großen Viehfarm und Schlachtereibeteiligung beteiligt war.

„Super Wurst gipftet da.“ Den Tipp gab ein Fernfahrer aus Schalke, der gerade einen Truck überführte. Die Welt ist klein. Einerseits. Andererseits überlagern sich Epochen. „Ungleichzeitigkeit“ nennt das die Philosophie: als ich den Verkaufsraum betrat, kam mir der rosagesichtige Fleischermeister im weißen Kittel entgegen, drückte mich an die Brust und stammelte: „Landsmann, willkommen.“ Wie zu Zeiten Gustav Nachtigals.

Sah ich so deutsch aus mit dem wilden Studentenbart, den langen Haaren und dem Maisstrohhut vom lokalen Markt? Übernachten wollte ich – so hatte mein Freund es empfohlen – im Gästehaus des DED. Doch dort komplimentierte man mich nächsten Tags hinaus. Keine Gammler! Nicht deutsch genug! So nahm ich Quartier in der alten Seemannsmission, die noch aus der Zeit stammte, als die „Deutsche Afrika Linie“ von Hamburg aus dorthin dampfte. In der Nähe lag das einzige Touristenhotel – leer, zu teuer, außer Betrieb –, in der Personalkantine der einzige Fernseher weit und breit. Der Hang zum Küchenpersonal lohnte sich einmal mehr, denn dort konnte man das

WM-Endspiel Argentinien gegen die Niederlande verfolgen. Einziger Europäer unter Afrikanern verhielt ich mich strikt neutral. Die Einheimischen übten geschlossen Dritte-Welt-Solidarität mit den Vertretern des südamerikanischen Militärregimes.

Über 20 Jahre später saß mir im Auswärtigen Amt der togoische Außenminister gegenüber. Eyadema klammerte sich immer noch an die Macht, immer noch gestützt durch die CSU-nahe Hans-Seidel-Stiftung. Die Opposition wurde im Wahlkampf geschurigelt, und dafür warb der Diplomat nun um deutsche Unterstützung. Erinnerungen an Wilhelm Zwo und Franz-Josef wurden mobilisiert: „Wir waren doch immer gute Freunde.“ Ich klärte ihn auf, dass Rot-Grün weder der deutschen noch der bayrischen noch der togolesischen Monarchie verpflichtet sei. Faire Bedingungen für alle Parteien, forderte ich. Es wurde grob. Zum ersten Mal seit Ausrufung des deutschen Protektorats 1884 wurden Togos Machthaber von Deutschland schlecht behandelt. Die andere Seite schien höchst irritiert und verließ mit zerdeppertem Weltbild das Hauptquartier der vermeintlichen Schutzmacht. Kurz darauf empfing ich demonstrativ den togoischen Oppositionsführer, für dessen Haftentlassung ich mich eingesetzt hatte. Wir besprachen die Demokratisierung des Landes. Unsere erfahrene und engagierte Afrikabeauftragte Gräfin von Strachwitz sondierte danach eine gemeinsame Strategie mit Frankreich. Aber in der Frankophonie hat unser europäischer Freund seine eigenen Interessen. Sich mit ihm wegen Afrika überwerfen – das wollte unser Minister nicht.

Zurück zu Westafrika 1978. Der Neokolonialismus trug viele Gesichter. Nebenan, in Cotonou, der Hauptstadt Benins, das rote Transparent: „Der Sozialismus ist unser Ziel, der Marxismus-Leninismus ist unser Weg“. Im Restaurant zur Begrüßung die „Internationale“ aus der Musikbox. Und beim Spaziergang durch die warme, blaue afrikanische Juninacht schmeichelten sich sanft helle Kinderstimmchen ins Ohr. Auf Deutsch. Aus dem Kulturzentrum, gesponsert von der DDR, erklang: „Stille Nacht, Heilige Nacht.“

Einige Tage später, in Ghana, geriet ich in eine Revolution. Der einzige Gast war ich in dem angegammelten Hotel in Accra, doch unten, im Saal, saßen zahlreiche finster und entschlossen dreinblickende junge Männer. Mir wurde mulmig des Nachts, und ich fragte mich, warum sie mich hineingelassen hatten. Mir war klar, dass ich am nächsten Tag von hier zu verschwinden hätte, und ich machte mich auf zur Elfenbeinküste.

Jahre später las ich über diese Zeit im Handbuch der Dritten Welt: „Eine Clique oberster Militärs und ihre Komplizen bereicherten sich auf Kosten aller anderen gesellschaftlichen Gruppen hemmungslos und führten dabei die Ökonomie in den Ruin.“² Diese Beschreibung konnte ich aus eigenem Erleben nur bestätigen! Noch nie hatte ich eine so heruntergekommene Stadt wie Accra gesehen. Die Strassen waren leer, die Märkte geschlossen, das Hotel ohne Wasser und Licht. Beim Grenzübertritt hatte ich einen Großteil meiner Reisekasse investieren müssen. Das Busctaxi mit meinem Rucksack war schon hinüber gewunken worden. Mich wollte man nicht hinein lassen. „Wo ist Ihr Visum?“ Ich wusste, dass keins nötig war. Es kostete viele Dollars, eins zu „kaufen“. Am Tag meiner Weiterreise zur Elfenbeinküste explodierte die Lage. „Palastrevolte“ von bisherigen Kumpanen der herrschenden Clique, die sich übervorteilt gefühlt hatten, steht in dem Buch. Es müssen die Männer aus dem Hotel gewesen sein...

Doch im Verborgenen wuchs in diesen Tagen des Sommers 78 auch Großes heran in Ghana. Eine gewisse Frau Asamoah ging schwanger mit ihrem künftigen Sprössling Gerald, den wir 20 Jahre später „Auf Schalke“ bejubeln durften. Beim Sommermärchen 2006 machte er sich als Rechtsaußen und Disc-Jockey im deutschen Nationaldress für das Land verdient, das nicht sein Vaterland war. – Ein anderer ging wenige Jahre nach Gerald's Geburt zurück von Deutschland nach Ghana. Mein alter Studienfreund James Dankwa, den wir Gelsenkirchener später als Leiter unseres selbst erkämpften Jugendzentrums angeheuert hatten, wurde von Leutnant Rawlings nach erfolgreichem Putsch ins ghanaische Erziehungsministerium berufen.

Das Echo seines überirdisch tönenden, breiten Lachens hallt heute noch durch die Katakomben des alten Hochbunkers, der das Jugendzentrum beherbergte. Ob er in Accra auch für Gerald's Erziehung zuständig war?

Mich selbst trieb es weiter, Richtung Abidjan. Ein alter VW-Bus – keine Fensterscheiben, die Fensterholme durchgerostet, so dass wir Fahrgäste das Dach, das nur noch an den vorderen Streben hing, mit den Händen über unserem Kopf halten mussten – brachte uns auf den Hügel vor der Grenzlagune, die zu überqueren war. Der Motor spitzte und verstarb, der Fahrer schob das Gefährt an, sprang auf seinen Sitz, ohne Sprit rollten wir bergab, unten angekommen bekam der Veteran einen Tritt, galt als ausgemustert und zierte fortan als Schrotthaufen die Landestelle der Piroge, die zur Elfenbeinküste übersetzte.

Dort spürte ich die extreme Überbewertung afrikanischer Währungen am eigenen Leibe. Ein westafrikanischer Franc sollte 10 Dollar kosten. Der wirkliche Wert auf dem Schwarzmarkt: 10 Franc für einen Dollar! Ich konnte mir nur eine einzige Übernachtung leisten, nicht in einem der großen Hotels Abidjans, nicht in der Herberge, nur „privat“ in einem Slum, in einer fensterlosen Lehm- und Blechhütte, mit einem abgebrannten Kerzenstummel, übersät mit Wachsflecken, bewohnt von vielen kleinen Tierchen, ausgestattet mit einer morschen Holzpritsche und zur Morgentoilette mit schlammig-gelber Brühe aus einem Wasserloch. Kein Environment für einen Ikea und Sperrmüll verwöhnten europäischen Studenten – und so rettete ich mich mit der Eisenbahn, chiligepfefferte zähe Hühnerflügel kauend, zurück nach Bobo-Diulassu, ins Buschland Obervoltas.

Vom Bahnhof mit dem Taxi („Vorsicht, Kopfjäger“, hatten einige Weiße mich zu erschrecken versucht) an den Stadtrand, dort – keine Menschenseele weit und breit - Lungern bis zum Sonnenuntergang, ungewisses Warten auf den LKW nach Diebougou. Er kam tatsächlich, und plötzlich quollen aus den Hütten und Gassen Mensch und Tier, enterten die Ladefläche, zogen mich hinauf, und so, zwischen Leibern und Säcken auf einem Bein

stehend, halb über das Führerhaus gelehnt, fuhr ich, das Kreuz des Südens vor Augen und den tief hängenden Ästen ausweichend, stundenlang durch die afrikanische Nacht.

Angekommen in einer dörflichen Arztpraxis, vom DED betrieben, folgte eine wunderbare Übernachtung auf der offenen Terrasse. Ein Moskitonetz gegen Insekten und die Spei-Kobra, die dort zu Hause war. Die Pfosten des Feldbettes in Ölschälchen gegen Krabbeltiere. Aus den Dörfern ringsum die ganze Nacht der Klang der Bongos. Paradiesisch. Aber die Arztpraxis! Kein Strom, keine Medikamente, kein Pflaster, nichts. Was tat das Arztehepaar den ganzen Tag, wenn es schon nicht behandeln konnte? Es ging in die Lehre. Beim dörflichen Mediziner. Lernte Kräutermedizin für das sich alternativ-ökologisch entwickelnde Heimatland.

Mein neu entdecktes entwicklungspolitisches Interesse hatte ich genutzt, um die Werke von Julius Nyerere zu studieren, und so bereiste ich ein Jahr später samt Freundin³ einige Wochen lang Tansania. Wieder lokale Busse und Gasthäuser, mit einheimischen Führern durch die Serengeti und auf den Gipfel des Kilimandscharo. Besuch in Bagamoyo, der alten Sklavenhalterstadt am indischen Ozean. Ein alter Mann erhob sich aus dem Schatten eines Baumes, kam auf uns zu, umschlang meine Knie und bedankte sich auf Deutsch (!) dafür, dass die Deutschen ihn aus der Sklaverei befreit hätten! Einer von Lettow-Vorbecks überlebenden Askari.

Besuch in Dodoma, der politischen Hauptstadt. Dort die Verhaftung! Plötzlich waren wir von schwer bewaffneter Polizei umstellt, wurden in einen Jeep gestoßen und fanden uns auf der Wache wieder. Als mutmaßliche südafrikanische Spione, wie wir später erfuhren. Wir hatte nur am Stadtrand ein Landschaftsfoto gemacht, standen dabei aber unwissentlich mit dem Rücken zu einem Gefängnis, indem die Todesstrafe vollzogen wurde. Nach langen Verhören, anfangs feindselig, am Ende des Tages fast kumpelhaft, wurden wir vom Polizeipräsidenten mit besten Wünschen freigelassen.

Eine weitere politische Lektion folgte. Wir gingen zum Gebäude der Staatspartei Chama-Cha-Mapindusi, um es zu fotografieren. Jetzt aus reinem Trotz, denn es war verboten (Gelungen.) Vor der Tür wurden wir von einem eleganten Herrn angesprochen: „Aus Deutschland? Politikstudenten? Kommen Sie herein. Ich kenne Willy Brandt.“ Er war der außenpolitische Beauftragte der Einheitspartei. Dann bekamen wir Privatunterricht. Über Kolonialismus und Neokolonialismus, über Brandts Nord-Süd-Bericht: Sozialdemokraten wollten die Verhältnisse nur abmildern, um effektiver ausbeuten zu können. Das klang damals, 1979, nicht schlecht für kritische Studenten, die die Gründung der „Grünen“ betrieben. Heute bin ich stolz, dass Brandt mit mir später im Bundestag plauderte und ich mit seinen Getreuen Egon Bahr, Horst Ehmke, Hans-Jürgen Wischnewski, Karsten Vogt zusammenarbeiten konnte. Doch der Tansanier geriet damals in Rage: Hätten die Afrikaner Atomwaffen, dann müsse Europa sich hüten! - Die Friedensbewegung hatte noch all-erhand zu tun.

Im Bundestag war ich später oft mit Afrika befasst; mein Lieblingsthema. Aber der Geschäftsverteilungsplan machte meine Kollegin Uschi Eid hauptzuständig. Zusammen mit sechs anderen Grünen – Petra Kelly, Gert Bastian, Willi Hoss, Eberhard Bueb, Hannegret Hönes und Lukas Beckmann - hatten wir im September 1985 die deutsche Botschaft in Pretoria 48 Stunden lang besetzt gehalten, um gegen die Apartheid zu protestieren. In Deutschland spielte die Presse die Aktion herunter. Nur nicht Interessantes über die Grünen! In Südafrika waren die Zeitungen voll. Von den rechtsradikalen Buren erhielten wir Morddrohungen, von Bischoff Tutu, dem Friedensnobelpreisträger, eine Einladung. Der Geschäftsträger der Botschaft hatte nach Überwindung des Misstrauens Sympathien signalisiert, was seiner Laufbahn im Auswärtigen Amt nicht gut bekam. Denn der abwesende Botschafter war ein konservativer Knochen und Genscher nicht gerade die Speerspitze der Antiapartheid-Bewegung. Als Staatsminister konnte ich den Karriereknick, den un-

sere Aktion den Diplomaten gekostet hatte, halbwegs wieder ausbügeln.

All diese alten Geschichten schwirrten mir nun durch den Kopf, als wir, im Februar 1999, in 10.000 Meter Höhe über die Sahara hinweg rumpelten auf dem Luftweg nach Addis Abeba. Unser Quartier dort ein Luxushotel aus rotem Marmor außerhalb der Stadt, eine Kathedrale in der Wüste. Ein absurder Kontrast zur Tatsache, dass Äthiopien eines der ärmsten Hungergebiete Afrikas war. Aber Addis war auch Sitz der Organisation Afrikanischer Einheit (OAU), der heutigen Afrikanischen Union.

Hier lag auch das afrikanische Krisenverhütungszentrum. Schlecht ausgerüstet mit zusammengestückelten Computerteilen. Doch selbst, wenn vor hier aus die Lage auf dem Kontinent einigermaßen analysiert und beurteilt werden konnte, die Handlungsmöglichkeiten waren dürftig. Wer sollte eigentlich wo eingreifen? Es fehlte an allem, vom politischen Willen, über Konzepte bis hin zu Transportkapazitäten. Meine Inspektion der von Deutschland mitfinanzierten Einrichtung führte zu dem Ergebnis, dass man eine dezentrale, regionale Sicherheitsstruktur brauche. Im südlichen Afrika gab es bereits eine Kooperation der Staaten. Auch hier intensivierten wir Zusammenarbeit und Finanzierung. Zudem regte ich die Gründung eines Friedenszentrums in Westafrika an. Einige Jahre später konnte Bundeskanzler Schröder dort in Ghana das Kofi-Annan-Zentrum eröffnen.

Die politischen Gespräche in Addis über den bilateralen Konflikt verliefen nicht unfreundlich. Staatschef Meles Zenawi machte seinen Standpunkt deutlich: Er sei friedliebend, wolle eine friedliche Lösung des Grenzkonfliktes, allein die andere Seite sei hinterhältig und angriffslustig, und gegen diese müsse man sich wappnen. „Der Krieg ist unvermeidlich, den Anderen ist nicht zu trauen.“ Wir Europäer zogen alle Register, wir versuchten zu überzeugen und zu überreden, zu appellieren und zu locken. Wir boten mehr Entwicklungs- und Finanzhilfe an. Wir betonten die Chancen einer Vermittlung durch die OAU, eines UNO-

Schiedsspruches über die Grenzziehung, den beide Seiten akzeptieren sollten. Wir setzten Zenawi ins Unrecht: „Die Menschen in Europa sammeln jährlich Millionen, um den Hunger hier zu besiegen, und Ihr macht mit Euren Kriegen die Landwirtschaft kaputt.“ Wir argumentierten geduldig, wir argumentierten ungeduldig. Es half nichts. Wir drei von der Troika hatten dasselbe Gefühl: sie hatten mit uns geredet, weil es diplomatisch geboten war, aber der Wille zum Krieg war nicht zu brechen.

Wie hatten die zu Gewissheiten gewordenen friedenspolitischen Theorien gelautet? Wenn zwei Seiten nicht mehr miteinander reden können, muss die internationale Gemeinschaft vermitteln. Kriege sind verhinderbar, wenn durch Mediation ein friedlicher Interessensausgleich zwischen den Parteien geschaffen wird. Anreize von außen können die Konfliktparteien zu der Einschätzung führen, der Friede brächte mehr Vorteile als ein Krieg. Internationale Beobachter, Blauhelme, könnten einen Konflikt unter die Eskalationsschwelle militärischer Gewalt drücken.

Genauso hatten wir verhandelt. Aber Addis hatte auf stur geschaltet. Deshalb hofften wir auf den Durchbruch in Asmara. Wenn wir Eritrea, den Liebling Europas, überzeugen könnten, einem OAU- oder UNO-Friedenskonzept zuzustimmen, müsste Äthiopien von seinem Feindbild Abschied nehmen. Doch in Asmara spiegelverkehrt dasselbe. Die Gespräche verliefen in freundlicher Atmosphäre. Staatschef Afwerki erklärte seinen Standpunkt: „Ich bin friedliebend“ etc...Das kannten wir bereits; wörtlich der Sermon vom Tag zuvor. Die Troika hatte denselben Eindruck wie in Addis. Auch hier waren sie zum Krieg entschlossen.

Interessante Beobachtung am Rande: die deutsche Botschafterin in Addis und der Botschafter in Asmara, beide erfahrene Diplomaten, tendierten jeweils zur Sichtweise ihres Gastlandes. Eine bekannte diplomatische Falle: Botschaften sollen einen guten Draht zum Gastland herstellen und dessen Interessen und Motive verstehen lernen. Doch dabei kann die innere Di-

stanz verloren gehen. Vor allem, wenn man die Interna der Nachbarstaaten nicht eben so gut kennt. Deshalb dürfen Botschafter nur wenig eigenmächtig entscheiden. Sie berichten an die Zentrale in Berlin. Dort, im AA, wird aus den unterschiedlichen Informationen eine Politik entwickelt, die alle Länder einer Region umfasst. Sie geht als Weisung zurück an die einzelnen Botschafter. Aber mancher Widerspruch lässt sich nicht einfach auflösen. Und die indirekte Kommunikation der Botschaften einer Region via Berlin ist zu schwerfällig. Deshalb hat AM Fischer nach den geschilderten Erfahrungen meinen Vorschlag aufgegriffen, Regionalkonferenzen einzuführen, bei der die Botschafter einer Region an einen Tisch kommen, um ihre Sichtweisen auszutauschen – ein enormer Gewinn für die Außenpolitik.

Abends in Asmara der typische Botschaftsempfang. Auch beim Cocktail versuchten wir, die Eritreer zum Einlenken zu bewegen. Vielleicht hilft Alkohol plus Kumpanei plus Philosophie. Es wurde unter Sicherheitspolitikern viel gemutmaßt, welche Interessen denn wirklich hinter dem Konflikt stünden. Anders als im Kongo gab es hier keine Rohstoffe, keine Interessen ausländischer Konzerne, keine Einmischung von Großmächten, die hier Stellvertreterkonflikte austobten. Manche meinten, das Binnenland Äthiopien wolle einen freien Zugang zum Meer erkämpfen, unabhängig sein vom islamisch geprägten Djibouti und zerfallenen Somalia. Eritrea hätte einen Hafen, aber der äthiopische Chef wolle gegenüber dem eritreischen nicht als Bittsteller dastehen. Es gehe ums Prestige, auch um sich innenpolitisch als Oberhäuptling behaupten zu können.

Ein Phänomen, das wir aus vielen Dritte-Welt-Staaten kennen. Ehemalige Rebellenführer, die erfolgreich Diktaturen oder ausländische Besatzungsmächte vertrieben haben, werden zu Staats- und Regierungschefs. Aber ein Militärführer ist nicht unbedingt ein guter Staatsmann und Wirtschaftsführer. Ein Demokrat schon mal gar nicht. Er hat gelernt, in den Kategorien militärischer Macht zu denken und zu handeln. Kompromisse gelten als Zeichen von Schwäche, nicht von Weisheit. Kein Ge-

danke, dass auch der Gegner ein bisschen Recht haben könnte. Innenpolitischer Demokratiemangel, dazu die afrikanische Ehrfurcht vor den Chiefs verfestigen das Imponiergehabe. Wenn der Anführer klug ist, lässt er sich zum Präsidenten mit rein repräsentativen Aufgaben wählen und ernennt einen fähigen Regierungschef.

Bill Clinton hatte gerade Afwerki und Meles sowie die Chiefs aus Uganda, Museveni, und Ruanda, Kagame, als die vier großen Hoffnungen Afrikas herausgestellt. Die Adellung schien diesen Herren zu reichen. Die Vorschußlorbeeren halfen, sich intern an der Macht zu halten, doch der Kredit wurde nie abgelöst. Museveni startete zwar eine ehrgeizige Anti-Aids-Kampagne, stoppte aber nicht seinen Bruder, der mit Truppen tief in den Kongo einfiel, um sich an dessen Diamanten gütlich zu tun. Kagame schützte zwar die Tutsi, die Opfer eines Völkermordes geworden waren. Aber seine als Vorwärtsverteidigung getarnte Besetzung der Grenzregion des Kongo destabilisierte dieses afrikanische Herzland und wurde Teil des Problems. Jetzt waren die beiden anderen Hoffnungsträger dabei, einen der überflüssigsten und dümmsten Kriege der Neuzeit mutwillig vom Zaun zu brechen.

Der wirkliche Grund? Der eritreische Luftwaffengeneral nahm mich beim Rückweg vom Botschaftsempfang zu unserm Billighotel beiseite und zeigte auf all die jungen, modisch gekleideten, fröhlichen und ausnehmend hübschen Menschen um uns herum: „Die wollen in die Disco. Die wollen nicht mehr kämpfen. Die wollen ein schönes Leben. Alles was nur durch Krieg zu lösen ist, müssen wir Alten noch erledigen, bevor unsere Zeit abgelaufen ist.“ Der alte Kämpfer fand sich im zivilen Leben nicht mehr zurecht.

Ziemlich frustriert bestieg die Troika am nächsten Morgen die Challenger. Wir hatten kaum unsere Reise Flughöhe erreicht, als die feindlichen Brüder ihre Mig's zum Angriff starten ließen. Bevor OAU und UNO den überflüssigen Grenzstreit schlichteten, tobte eineinhalb Jahre der Krieg. Er forderte Tausende unschul-

diger Opfer, die in das Gewehrfeuer der anderen Seite getrieben wurden. Junge Leute, die viel lieber in die Disco wollten.

¹ Die österreichische Kollegin Ferrero-Waldner wurde später EU-Außenkommissarin

² Siebold, Thomas (1993), in: Nohlen, Dieter; Nuscheler, Franz: Handbuch der Dritten Welt 4, Hamburg, S. 227ff

³ heute im Höheren Dienst eines Bundesministeriums tätig